

Bücher-Bestenliste Februar

Zum Buch des Monats Februar haben die Kritiker der Bücherbestenliste des Südwestfunks den Band „Gedichte“ von Christine Lavant gewählt. Herausgeber ist Thomas Bernhard und erschienen ist das Werk in der Shurkamp Bibliothek.

1. (-) Christine Lavant: GEDICHTE. Herausgegeben von Thomas Bernhard. Bibliothek Suhrkamp, DM 14,80
- ~~2. (-) Oskar Pastior: JALOUSINEN AUFGEMACHT. Ein Lesebuch. Hanser, DM 38,-~~
3. (-) Paul Vad: ANATOMIE DER KATZE. Roman. Aus dem Dänischen von Monika Wesemann. Rasch und Röhrig, DM 39,80
4. (5.) Anton Cechov: SEIN LEBEN IN BILDERN. Hrsg. Peter Urban. Diogenes, DM 140,-
- 5.-7. (9.-11.) Jayne Anne Phillips: ÜBERHOLSPUR. Erzählungen. Aus dem Amerikanischen von Karin Graf. S. Fischer, DM 29,80
- 5.-7. (-) Sylvia Plath: DIE BIBEL DER TRÄUME. Erzählungen/Prosa aus den Tagebüchern. Frankfurter Verlagsanstalt, DM 32,-
- 5.-7. (-) Norbert Wehr: SCHREIBHEFT/Zeitschrift für Literatur Nr. 30. Eine Ansicht deutschsprachiger Prosa. Rigodon, DM 12,-
8. (6.-7.) Fernando Pessoa: ALVARO DE CAMPOS. Poesias/Dichtungen. Portugiesisch und Deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Georg R. Lind. Ammann, DM 48,-
- 9.-10. (-) Ralph Giordano: DIE ZWEITE SCHULD. Von der Last, Deutscher zu sein. Rasch und Röhrig, DM 36,-
- 9.-10. (-) Alexander Kluge: THEODOR FONTANE/HEINRICH KLEIST/ANNA WILDE. Zur Grammatik der Zeit. Wagenbach, DM 19,80

Die Künstlergilde, Esslingen, 4.-5. Februar 1976, S. 15

Der aus Siebenbürgen stammende Schriftsteller Oskar Pastior, der seit einigen Jahren in Berlin lebt, ist im Rahmen des Berliner Kunstpreises 1976 der Akademie der Künste mit dem Stipendium im Bereich „Literatur“ in Höhe von DM 10 000 ausgezeichnet worden. Die aus Eugen Gomringer, Friederike Mayröcker und Christoph Meckel bestehende Jury begründete ihre Entscheidung damit, daß sich Pastior „in seinem Schaffen aus den herrschenden Zusammenhängen von Sprache und Literatur in eine freie poetische Provinz herausexperimentiert“ habe.

Oskar Pastior, 1927 in Hermannstadt geboren, ist 1969 mit einem Förderungspreis des Andreas-Gryphius-Preises von der Künstlergilde ausgezeichnet worden. Der Preis wurde ihm in Düsseldorf überreicht.

Von Pastior ist kürzlich im Verlag Klaus Ramm, Lichtenberg, der Band „Hörlicht. Sechzig Übertragungen aus einem Frequenzbereich“ erschienen.

Pfarrer Pelzer, Krefeld (Vorstand der St.-Michael-Reisen) und der Presse-Chef von TUI Heinz Möller teil. Dieser wies aus langjähriger Verbundenheit ehrend darauf hin, daß „Intendant und Vortragsmeister“ Held-Magney bereits das 7. Gastspiel auf Mallorca absolviert. Der kathol. Urlaubsseelsorger Heinrich Hollemann bezeichnete H.-M. als Niveauheber von Mallorca, welcher manchen Insel-Griesgram wieder auf Vordermann gebracht hat. Auch der Spanisch-Deutschen Kulturvereinigung Altamira in Palma stand H.-M. mit seiner Kunst zur Verfügung. Im Hotel Niagara, Arenal, sprach Ferdinand Held-Magney ernste Dichtung von Richard Dehmel, Friedrich Nietzsche, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath und den Sonnengesang des Franz von Assisi.

Der in Reutlingen ansässige Maler Egbert *Patzig* konnte sich in jüngster Zeit gleichzeitig auf drei Ausstellungen vorstellen:

Stipendium für Oskar Pastior

Berlin. — Der aus Siebenbürgen stammende Schriftsteller Oskar Pastior, der seit einigen Jahren in Berlin lebt, ist im Rahmen des Berliner Kunstpreises 1976 der Akademie der Künste mit dem Stipendium im Bereich „Literatur“ in Höhe von DM 10 000 ausgezeichnet worden. Die aus Eugen Gomringer, Friederike Mayröcker und Christoph Meckel bestehende Jury begründete ihre Entscheidung damit, daß sich Pastior „in seinem Schaffen aus den herrschenden Zusammenhängen von Sprache und Literatur in eine freie poetische Provinz herausexperimentiert“ habe.

Oskar Pastior, 1927 in Hermannstadt geboren, ist 1969 mit einem Förderungspreis des Johann-Wenzel-Stamitz-Preises von der Künstlergilde ausgezeichnet worden. Der Preis wurde ihm in Düsseldorf überreicht. Von Pastior ist kürzlich im Verlag Klaus Ramm, Lichtenberg, der Band „Horicht. Sechzig Übertragungen aus einem Frequenzbereich“ erschienen.

Kommt vom Hundertsten ins Bläueste

Gespräch mit dem rumänischen Lyriker in München, Oskar Pastior

emilieton München, Oskar Pastior

MÜNCHEN, SAMSTAG/SONNTAG, 29./30. MÄRZ 1969

Er kommt aus Hermannstadt (heute Sibiu). Entstammt einer deutschen Familie mit latinisiertem Namen. Oskar Pastior, 1927 geboren, wurde (wie viele damals) bei Kriegsende von der rumänischen Übergangsregierung nach Rußland deportiert. Für mehrere Jahre. Dann war er rumänischer Soldat, Kistennagler, Bautechniker, Betonmischer, holte er das Abitur nach und begann Germanistik zu studieren.

Mit einer Arbeit über Thomas Manns „Zauberberg“ hat Pastior 1960 in Bukarest promoviert und darauf für die deutschsprachigen Sendungen des rumänischen Rundfunks als Redakteur gearbeitet. Der Einundvierzigjährige mit dem leicht musikalischen Tonfall der Siebenbürger Sachsen sagt: „Meine ersten Bücher in Rumänien waren das 1964 erschienene ‚Offene Worte‘ und 1966 ‚Gedichte‘. Beide erschienen in den deutschen Abteilungen Bukarester Verlage.“

Oskar Pastior zwar deutsch und rumänisch gleichermaßen perfekt, seine Gedichte jedoch schreibt er deutsch. „Aber ich übersetze viel aus dem Rumänischen ins Deutsche. Eine Auswahl meiner Lyrik ist ins Rumänische übertragen worden.“

Er war bereits Preisträger des rumänischen Schriftstellerverbandes, als er 1968 von der Österreichischen Gesellschaft für Literatur zu einer Lesung nach Wien eingeladen wurde. Danach ging er in die Bundesrepublik, wo er auch bleiben will. „Ab nächsten Monat habe ich ein Berlin-Stipendium, vom Senator für Wissenschaft.“

Mit seinem neuesten Buch, dem ersten in der Bundesrepublik publizierten (bei Suhrkamp) geht Pastior „Vom Sichersten ins Tausendste“. So der Titel des Buches, der zugleich ein Programm ist. Hier schickt sich einer zu einem schweren Gang an, genauer gesagt: zu „Sprechgängen“.

Pastior nimmt das Wort wörtlich. Er tastet Muskelstränge und Nervenbündel der Sprache ab und will mit seinen Experimenten einer zunehmenden Verkrustung und Verkrümmung von Syntax, Duktus und eben nicht zuletzt Vokabular aktiv, also nachspürend und neuschöpfend begegnen.

Er sagt: „Ich bin immer von der Sprache und vom Wort ausgegangen, galt daher in Rumänien als nicht leicht verständlich.“ Das sagt ein Mann, der Jahrzehnte in einer deutschen Enklave, in Siebenbürgen, gelebt hat und dessen Ohr also ungleich hellhöriger als das anderer ist. Pastior unternimmt es, auszubrechen aus einem Wort-Zwinger im doppelten Sinne.

Man muß seine Gedichte laut lesen, dann erkennt man ihre ironische Distanz. „Ich will die Diskrepanz zwischen gesprochenem und geschriebenem Wort ab absurdum führen — man soll stutzig werden.“ Und so operiert er mit Dialekt, verfremdet Floskeln, Sprichwörter, Slogans, untermischt er Latinismen, variiert er, ja vagiert er mit und in der Sprache.

„Genauso wie gegen sprachlichen Dogmatismus wende ich mich dagegen, daß man den Menschen heute zurechtschneidet nach technischen Notwendigkeiten.“

In seinen Gedichten, die eigentlich Fugen sind, erfindet er zur landläufigen „Meinung“ eine „Deinung“, wirft er die Flinte ins Korn und andere Redensarten“ und zu Emmatante und Lujoonkel gesellt er „Hera und Oleander“, kommt „vom Hundertsten ins Bläueste und von Mann zu Mantua und Manchem“.

Aus Rumänien ist Pastior nicht zuletzt deswegen weggegangen, weil dort die deutsche Literatur ausschließlich vom Dialekt und vom Rumänischen Anregungen empfängt, nicht wie in der Bundesrepublik Impulse vom Soziologischen, von der Umgangssprache, von der Industrie. Pastior sieht sich als „Texter im Hause Orpheus“: „Ich sitze stumm und kraule / das Kleinhirn zwecks Belebung / die Sprache zwecks Bestrebung...“

Ernst Günther Bleisch

nicht anders werden, wenn die Kybernetik die Tiefenpsychologie zu Rate zieht und dazu noch die Verhaltensforschung? Was geschieht, wenn Archetypen über die reine Information hinaus in den Automaten hineinprogrammiert würden? Wird ein solcher biologischer Computer dann auch mehr sein als nur die Summe seiner Teile?

Der Verhaltensforscher — wenn er sich schon dazu äußert — muß an anderer Stelle ansetzen und auch gleich anderer Meinung sein: Dr. Norbert Bischof vom Max-Planck-Institut für Verhaltensforschung in Seewiesen glaubt, daß es in großen Zeiträumen, die wir sprachlich nicht realisieren, nur einfach nennen können (zum Beispiel: eine Million Jahre), doch möglich wäre, durch geeignete Selektionsverfahren Physiker etwa zu züchten, die durch eine ganz neue Sprache die subatomare Welt und die Raum-Zeit-Einheit zur Erlebniswelt machen.

Schlüssel der Menschwerdung

Wichtiger als solche biologische Futurologie, die Frage des anatomischen Übergangs in die vierte Dimension, ist dem Verhaltensforscher aber die Frage: Kann mit der Sprache die Menschwerdung erfaßt werden? Und es ist einigermaßen erstaunlich, daß zur Beantwortung eine philosophische Einstiegs Luke benützt wird: Aristoteles' Metaphern der wesentlichen Dringlichkeit (der Substanz) und des verdinglichten Wesens (der Form). Von einem auf das andere zu schließen — das ist die These von Bischof, die demnächst im Buch erläutert erscheint —, ist als sprachliches Problem der Schlüssel zur Menschwerdung.

Eine mögliche These der Unterscheidung von Mensch und Tier wäre die Feststellung, kein Tier kann sprechen. Präziser ist aber die Frage, gibt es etwas, was den Menschen von den Kommunikationsweisen der Tiere unterscheidet? Es könnte die Abstraktion sein; aber auch Ratten lassen sich auf Dreiecke dressieren, und Stichlinge zum Beispiel bekämpfen einen roten Ball wie einen roten Vogel-Feind. Deshalb muß man besser sagen: Tiere können nicht konkretisieren.

Werkzeug-Intelligenz des Affen

Schimpansen sind von der zweckfreien Beschäftigung künstlerischer Gestaltung begeistert; aber sie sind nicht einmal zur Andeutung einer gegenständlichen Fixierung können dieselbe Beziehung zum

erlebter Sprache wiedergeben zu können. Paradoxes kann in der Sprache nicht ausgedrückt werden, weil es dafür kein Erlebnismuster gibt. Beim Übergang vom Mikro- zum Makrokosmos tauchen Wirklichkeiten unter: Es gibt keinen Informationsaustausch zwischen jener paradoxen und unserer Welt, in der wir bewußt und selbstbewußt leben. Aber vielleicht gibt es in der Zukunft einen Computer, der Metaphern für diese nicht

„VE

Wo dem Co

Professor Wolfgang Büchel: „Transi

Ob die Sprache ihren Dienst versagt, kann man sich schon mit Recht fragen, wenn heutzutage (und erst recht morgen) über Physikalisches und Biologisches zum Beispiel plausibel und zusammenfassend gesprochen werden soll. Ob die Sprache nicht ihren Dienst versagt, ließe sich dann auch noch speziell fragen, wenn eine gedrängte Tagesübersicht eines Gesprächs in der Katholischen Akademie in

Stilleinputer die Spucke wegbleibt

LAGT DIE SPRACHE IHREN DIENST?

Stipendium für Oskar Pastior

Berlin. — Der aus Siebenbürgen stammende Schriftsteller Oskar Pastior, der seit einigen Jahren in Berlin lebt, ist im Rahmen des Berliner Kunstpreises 1976 der Akademie der Künste mit dem Stipendium im Bereich „Literatur“ in Höhe von DM 10 000 ausgezeichnet worden. Die aus Eugen Gomringer, Friederike Mayröcker und Christoph Meckel bestehende Jury begründete ihre Entscheidung damit, daß sich Pastior „in seinem Schaffen aus den herrschenden Zusammenhängen von Sprache und Literatur in eine freie poetische Provinz herausexperimentiert“ habe.

Oskar Pastior, 1927 in Hermannstadt geboren, ist 1969 mit einem Förderungspreis des Johann-Wenzel-Stamitz-Preises von der Künstlergilde ausgezeichnet worden. Der Preis wurde ihm in Düsseldorf überreicht. Von Pastior ist kürzlich im Verlag Klaus Ramm, Lichtenberg, der Band „Horicht. Sechzig Übertragungen aus einem Frequenzbereich“ erschienen.

BÜCHER & AUTOREN



OSKAR PASTIOR

Der Frauen-Mann — auf französisch

Männer in den besten Jahren sind ein beliebtes und langanhaltendes Gesprächsthema für Frauen. Männer selbst scheinen sich über ihre besten Jahre nur hinsichtlich ihrer tatsächlichen Erfolge im Beruf und — ja natürlich, dort auch! — Gedanken zu machen.

So sind es denn meist Frauen, und — um ein altes Vorurteil fröhliche Urständ feiern zu lassen — häufig Französinnen, die auf vielen Seiten, unter guten Titeln und mit meist recht munterem Geplauder über dieses köstliche Thema meditieren. Was vor einigen Jahren gleich zwei Damen mit dem zu beherzigenden Aufruf „Mal sehn, ob die Männer noch Löwen sind“ gelang, versucht jetzt Thérèse de Saint Phalle mit ihrem Roman über den amerikanischen Verlagsdirektor Robert Marshden, einem „Mann in den besten Jahren“.

Die Autorin, die — um Verwechslungen vorzubeugen — nicht identisch ist mit der bildhauernden Jet-Setterin gleichen Namens, beschreibt nun allerdings die besten Jahre nicht mit dem Glanz-und-Gloria-Appell, das man vielleicht erwarten würde. Sie zeigt vielmehr diese Phase im Leben eines tüchtigen Mannes und ordentlichen Bürgers von ihrer bedrückenden, trüben

Seite. Marshden ist der Intrige und Skrupellosigkeit eines jüngeren Kollegen zum Opfer gefallen: Er wird aus seiner Position unter fadenscheinigen Gründen entlassen, der Kollege spannt ihm auch noch die große Liebe aus und läßt ihn in einem seelischen, familiären und beruflichen Fiasko zurück. Marshden, dessen Denken bislang nur dem Beruf, manchmal einem Go-Go-Girl und selten seiner Ehefrau gegolten hatte, ist nun gezwungen, die Bilanz seines Bewußtseins zu ziehen. Wider Erwarten entdeckt er, daß die Liebe seiner Frau zwar zu einem kleinen Flämmchen zusammengeschumpft ist, aber doch noch Wärme und Hilfe zu geben vermag. Einer günstigen Fügung verdankt er, daß sich das Berufsglück jenes Kollegen auch nur kurze Zeit hält. So obwaltet schließlich ausgleichende Gerechtigkeit.

Die etwas oberflächliche Handlung ist leicht und flott lesbar dargestellt. Einen Mann wird dieses Schicksals seines Artgenossen kaum sehr interessieren, für Frauen liefert es jedoch wieder guten Gesprächsstoff über das schöne Thema: „Ein Mann in den besten Jahren“.

A. Sussdorff
Thérèse de Saint Phalle: „Ein Mann in den besten Jahren“, Paul Zsolnay Verlag, Wien, 232 Seiten, 16,80 Mark.

Gespräch mit dem rumäniendeutschen Lyriker Oskar Pastior:

Ausflug in unvertrautes Land

Die Verse Pastiors lassen es sich angelegen sein, den Leser — wie das Bändchen (und ein Gedicht) verspricht — vom Sichersten ins Tausendste zu führen. Ausflüge ohne Rückfahrchein, Exkursionen in un-vertraute Landschaften.

Wer kommt denn da so morgen-schön?
Wer morgen da so schön heran?
Wer schön heran so morgenda?
Dat wer schön so am Morgen?
Wer kömmt da mor wer dennit da schön?
Wer gent so mör wer sot so kömmt? Wer hert wer wert dennit so?
Kömmt da wer?
Mört wer dä?
Wer dä!
Mörg

Das führt von der Idylle in konsequentem Spiel zum assoziationsreichen Einsilber, das reduziert sich hin zu einem schlicht-vieldeutbaren „Mörg“.

War Ihnen von Anfang an klar, wohin dieses barocke Zeilchen „Wer kommt denn da so morgen-schön?“ führen würde?

Pastior: Bei der zweiten Zeile war es mir klar, wie es weitergehen würde. Von da an habe ich bewußt auf die letzte Zeile hingeschrieben. Durch Permutation, das ist Vertauschung, und durch Reduktion kam ich zu dem Wort, das es nicht gibt, das aber mancherlei Assoziationen zuläßt, zum Beispiel „Mord“ oder „Morgue“ (Leichenschauhaus).

Zwei Gedichtbände in deutscher Sprache hat Pastior in Rumänien vorgelegt: „Offene Worte“ (1964) und „Gedichte“ (1966). Trennt nicht schon vom Titel her eine Kluft diese beiden Pastiors von dem Pastior von 1969?

Diese Kluft, meint Pastior, wurde ausgefüllt durch einen Gedichtband, der in Rumänien erscheinen sollte, der aber vorläufig noch unveröffentlicht in Bukarest liegt: „namenaufgeben“. In ihm, so ist zu erfahren, sind zu finden: „Sprachspielerei, Spaß an der Sprache, Ironie“. Im Gegensatz zu den Bänden 1 und 2, die Liebe und Landschaft huldigten (und mancherlei Bezüge zu Oskar Loerke haben) — so Pastior.

Wie war der Lyriker Oskar Pastior auf diesen Weg gekommen, wie verließ er Loerkes heile Stätten?

Die deutsche Sprache, wie sie von den deutschsprachigen Rumänen gesprochen wird, sei die Sprache einer vergangenen Zeit, meint Pastior, sie lebe in Isolation, sei abgeschnitten von den deutschsprachigen Ländern. Dagegen,

Er war im Mai des vergangenen Jahres aus einer abgelegenen deutschen Sprachprovinz in die Bundesrepublik gekommen. Seine Kenntnisse der deutschen Literatur waren beschränkt auf „klassischen Bestand“ und ein paar Zufallsbekanntschaften mit zeitgenössischer deutscher Literatur.

Oskar Pastior, einer von 380 000 deutschsprechenden Rumänen, kam in die Bundesrepublik und führte mit sich ein Bündel Gedichte. Und siehe da: Diese Gedichte, entstanden in der rumänischen Enklave, waren „auf der Höhe der Zeit“, waren nahe Verwandte von Jandelschen Versen, wohnten im Nachbarhaus von Heissenbüttelschen und von Mon-Gedichten.

Der Suhrkamp Verlag machte ein Bändchen daraus, das unter diesem Titel angeboten wird: Oskar Pastior „Vom Sichersten ins Tausendste“.

gegen diese erstarrte Sprache, sei er mit seinen Versen angegangen. Und wenn es siebenbürgerdeutsche Dialektfetzen in den Gedichten gebe, so sei darin — um Gottes willen! — keine Deutschümelei.

Und haben die deutschsprechenden Rumänen Beifall geklatscht? Waren sie dankbar dafür, daß einer ein bißchen Leben in die versteinerte Sprache bringen wollte?

Pastior: „Das Publikum hat mich nie geliebt. Da hieß es immer: ‚Man versteht ja nichts.‘“ Im übrigen, das sollte man nicht vergessen, ist die Zahl der an deutschsprachiger Lyrik Interessierten nicht sehr groß. Ein Bändchen bringt es auf eine Auflage von 500 bis 800 Exemplaren, dann ist der Markt gesättigt.

Schreibt Oskar Pastior jetzt, da er Umgang mit einer lebenden Sprache hat, anders?

Pastior: „Bis jetzt noch nicht, das läßt sich an dem Gedichtband zeigen; denn von den dort abgedruckten Gedichten stammen etwa 80 Prozent noch aus Rumänien und 20 Prozent sind bereits in der Bundesrepublik geschrieben worden. Dabei ist die Anordnung im Bändchen nicht chronologisch: Die letzten Gedichte machen den Anfang, erst dann kommen die rumänischen Verse.“

Mit der Zeit werde ich sicher anders schreiben. Ich muß hier erst die Umgangssprache lernen, die Sprache von schlechten Zeitungen und die Sprache der Werbung...“

Oskar Pastior, Altersgenosse von Grass und Walser, hat sich angemacht, die deutsche Sprache der 60er Jahre zu entdecken. Er, der von einem Österreich- und Deutschlandbesuch nicht mehr nach Hause zurückkehrte, wird zunächst für einige Monate nach Berlin gehen.

Und die Literatur?

An Prosa denkt Oskar Pastior nicht, doch er hofft, rumänische Literatur ins Deutsche übersetzen zu können — ein Roman von Papait Istrati, „Die Disteln des Baragan“ ist bereits abgeschlos-

keit vorgültig
vorlich Keit und endig Keit
Keit Gül Keit Endl
Keit keit vor Keit alles keit
läu Gülfjäu
äu
Tor!

In dieser Richtung also, aus vorgegebenem und vorgefundem Sprachmaterial modellierend, soll das Pastiorsche Hörspiel entstehen. Die Erfahrungen, die er mit dem gesprochenen Wort machen wird, sollen verfunkt werden — abstraktes Modell unserer Umgangssprache? Kulturkritik via Zeitkritik?

Nachzutragen bleibt Biographisches: Oskar Pastior wurde 1927 in Hermannstadt geboren. Höhere Schule, Fünf Jahre Arbeitslager UdSSR, 1945 bis 1949 (dort kennengelernt die Werke von Brecht, Majakowskij, Plivier), Rückkehr nach Rumänien. Kistenmacher, drei Jahre Militärdienst, Fernstudium, Abitur. 1955 bis 1960 Studium der Germanistik in Bukarest. 1960 bis 1968 Redakteur für deutschsprachige Sendungen am rumänischen Rundfunk. Mai 1968: Übersiedlung nach Westdeutschland. hans f. nöhbauer

Oskar Pastior: „Vom Sichersten ins Tausendste“, Gedichte, Suhrkamp Verlag, 88 Seiten, 6 Mark.

Dichten für Anfänger bei Moos:

Greif zum Leimtopf Bürger

Den Hausmacher-Dichtern eine Bahn, greif zur Feder, Bundesbürger! Allein, hier stockt man schon: Soll der Dichter im Computer-Zeitalter noch zu Federkiel und Schreibmaschine greifen? Nein!

So ruft der Heinz Moos Verlag zu einem großen Sommerwettbewerb mit präfabriziertem Wortmaterial auf. Im April wird die Dicht-Anleitung (mit dem Dicht-Material) erscheinen:

„Der praktische Dichter — eine Literaturmaschine für den mannigfachen Gebrauch für alle Formen der Poesie und Prosa“ erscheint in der Do-it-yourself-Abteilung der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt zur Pflege deutschen Sinnguts.

Das mitgelieferte Wortmaterial wurde sorgfältig aus politischen Kommentaren, aus Reden bekannter Politiker o. ä. zusammengestellt. Dem Amateur-Dichter bleibt es vorbehalten, die Worte auf einen mitgelieferten Papierbogen (Format: 24×28 Zentimeter) zu kleben. Sinnvoll zu kleben.

Gesucht und gewertet werden: ein Wahlauf, eine Kriminalgeschichte, eine Liebesgeschichte, eine Heimatgeschichte, ein Reisebericht und ein Romananfang, der viel erhoffen läßt.

Beigegeben wird auch ein Comic-Strip mit leeren Sprechblasen. Die Do-it-yourself-Poeten werden aufgefordert, hierfür die Texte zu kleben.

Wir werden über diesen Wettbewerb „Bücher zum Selbermachen“ noch berichten.

Greif zum Leimtopf, Kumpel!

nr

Neue Bestseller im Rowohlt Verlag

Gerald Durrell

Eine Verwandte namens Rosy
Wer gern lacht, wer Spaß an skurrilen Gestalten und komischen Situationen hat, wer besten englischen Humor schätzt und sich von einem Buch gern gefangen nehmen und immer wieder überraschen läßt, der kommt hier voll auf seine Kosten. Dieser bezaubernde Roman des durch seine Tier- und Reisebücher berühmt gewordenen Autors liest sich wie eine Fortsetzung der Geschichten vom Elefanten Babar, aber so als wäre sie von Jerome K. Jerome oder P. G. Woodhouse geschrieben. Roman.
25. Tsd. 240 S. Leinen DM 16,80

Simone de Beauvoir

Eine gebrochene Frau
Simone de Beauvoir: „Diese Geschichten haben keine Moral: Lektionen werden nicht erteilt; ich wollte etwas ganz anderes. Man lebt nur ein Leben, aber durch intensives Mit-Erleben, Nach-Erleben, gelingt es einem manchmal in die Haut eines anderen zu schlüpfen. Ich wollte meine Leser an den Erfahrungen teilnehmen lassen, die ich auf diese Weise gemacht habe. Ich fühle mich mit allen Frauen verbunden, die ihr Leben auf sich nehmen und dafür kämpfen, daß es glücklich wird. Ich habe in diesem Buch drei Frauen sprechen lassen, die sich aus ausweglosen Situationen mit Worten zu befreien versuchen.“ Drei Erzählungen.
12. Tsd. 256 S. Leinen DM 16,80

DIE MUTIGE CHARLES PORTIS

MATTIE
Die Geschichte der mutigen Mattie, die, „als Schnee die Erde deckte“, mit zwei verwegenen Hühnern von Gesetz und Ordnung ins Indianerterritorium aufbricht, um den Vater zu rächen, ist ein wirklich originelles Buch: ein Roman aus dem Wilden Westen, der einmal zu den Klassikern dieses Genres gehören wird genauso wie die Erzählungen von Bret Harte, O. Henry oder Sealsfield. Roald Dahl: „In den letzten 20 Jahren hat mir kein Buch mehr Vergnügen bereitet.“ Truman Capote: „Eines der köstlichsten Bücher, die ich je gelesen habe.“ Roman.
25. Tsd. 224 S. Leinen DM 16,80

James D. Watson
Nobelpreisträger
Die Doppel-Helix
Mit einer Einführung von Professor Dr. Heinz Haber

Der persönliche Bericht des Nobelpreisträgers James Watson über die wichtigste Entdeckung in der Biologie seit Darwin: ein 25-jähriger Wissenschaftler findet mit der Struktur der DNS den Schlüssel des Lebens. Prof. Dr. Heinz Haber: „Ein großartiges Buch: seit Kepler und Newton, seit Humboldt und Helmholtz haben wir ein solches herrliches Bekenntnis zur Arbeit eines schöpferischen Genies kaum mehr gehabt.“
20. Tsd. 288 S. Leinen DM 19,80

Arthur Miller
Gesammelte Erzählungen
Sonderausgabe
1.-15. Tsd. 288 S. Ln. DM 12,80

Kurt Kusenbergs
Gesammelte Erzählungen
Sonderausgabe
1.-15. Tsd. 512 S. Ln. DM 14,80

GAIA SERVADIO

MELINDA
„Eine Lorelei des Raumfahrtzeitalters“ nannte Mary McCarthy die männermordende Melinda, die lebenslustige, hemmungslose Heldin dieses turbulenten Pop-Romans, der, wie LIFE schrieb, „mehr Sex hat als alles, was seit ‚Candy‘ veröffentlicht wurde.“ Diese Melinda, eine Mischung aus Modesty Blaise und James Bond, eine Schwester von Jodelle und Barbarella, fürchtet nur zwei Dinge: sich zu langweilen und nachts allein zu sein, und sie schreckt vor nichts zurück, um sich dergleichen triste Erfahrungen zu ersparen. Roman.
10. Tsd. 368 S. Leinen DM 25,-

Neue Scherz-Artikel:

Seitensprung und Liebesdienst

Dies ist also eine Fibel für Frauen, die in fremden Gärten ernten wollen, die Seitenspringer in ihr Schlafzimmer lotsen möchten.

Aber aller Optimismus, den Miß (?) Ruth Dickson zur Schau trägt, sollte nicht über die Kehrseite solcher Verhältnisse hinwegtäuschen — und diese Kehrseite ist auf der Vorderseite des Buches klar zu sehen: Die junge neckische Gespielin liegt seule in ihrem Doppelbettchen, der Platz neben ihr ist leer. Und da beginnt doch das zweite Kapitel mit dieser lapidaren Feststellung: „Der erste und naheliegendste Grund, sich einen verheirateten Mann als Liebhaber zu wählen, liegt in der schlichten Tatsache, daß er in praktisch unerschöpflicher Auswahl zu haben ist. Es gibt so viele V. G. s., wie Schneeflocken auf die Alpen fallen...“

Heiteres Reisen

Reise-Anfänger bedient seit manchen Jahren der Zürcher Diogenes Verlag aufs Beste. Jetzt bekamen diese Bändchen alle eine einheitliche Ausstattung, ein blau-gelb-weißes Image. Die Reihe nennt sich „Reisen für Anfänger“ und zählt zur Zeit neun Titel.

Spitzenreiter ist — natürlich! — das von Siegfried Sommer geschriebene und von Loriot gezeichnete „München für Anfänger“ (im 40. Tausend). Es folgt — von Weltbummler Georges Mike geschrieben — „Die Schweiz für Anfänger“ (24. Tausend).

Weitere Titel: „Paris für Anfänger“, „Dänemark für Anfänger“, „London für Anfänger“, „Mexico City für Anfänger“, dazu noch folgende deutsche Städte für Anfänger: Stuttgart, Köln, Hannover. Preis pro Band: 6,80 Mark.

R. T.

„Kunst und Antikunst“ aus Amerika
Sontags-Lektüre

23 literarische Analysen der jungen amerikanischen Romanautorin und Kritikerin Susan Sontag — unter dem Titel „Kunst und Antikunst“ erschienen — verraten eine überaus gescheite Zeitgenossin, die Ordnung ins Zeitgenössische zu bringen sucht. In einigen theoretischen Aufsätzen und ethischen Einleitungen, Überleitungen und Schlußbemerkungen sieht Susan Sontag vom vorliegenden Untersuchungsobjekt ab und zum Ewigen auf. So entstehen Formulierungen wie „unsere Zeit ist...“, „Moral ist...“, „Stil ist...“. Widersprüche lassen sich da nicht immer vermeiden. Außerdem unterscheidet Susan Sontag zwischen „größerer“ und „weniger großer Kunst“: eine etwas verschwimmende Wertskala, eine Neigung zur ewigen Wertsetzung. Ihre sehr treffend formulierten Erfahrungen im Umgang mit der Literatur überzeugen und gewinnen mehr als die Erkenntnisse. Viele Beispiele sind noch kein Beweis.

In der Theorie wendet sich die Autorin gegen die Interpretation als Inhalts-Begutachtung, sie will die Kunst als autonom, nicht als überflüssige „Nacherzählung“ oder Reproduktion der Welt verstanden wissen. In der Praxis allerdings geht sie nicht so streng vor: Da schätzt sie die Literatur, wo sie Dokument ist, vor allem Dokument psychologischer Grenzzustände, Dokument einer Existenz in dieser Zeit. Da zieht es sie zu unetablierten Autoren und zu den Werken, die ihr das Bewußtsein der Gegenwart aufzuschlüsseln versprechen.

Besonders aufmerksam wird sie auf den Gegensatz von Gefühllo-

sigkeit, kristalliner, kalter Anmut und machtvoller, amoralischer Triebhaftigkeit — oft im gleichen Buch oder Film. Verständnissvoll und kritisch, fasziniert und distanziert schreibt sie über Pavese und Breton, Lévi-Strauss und Marat/Sade. Die französische Literatur überwiegt und wird oft als Gegenbeispiel dem amerikanischen Milieu vorgehalten auch in dem reichsten, präzisesten der Aufsätze, in dem Susan Sontag

V. G., muß man wissen, ist in der Geliebten-Fibel der Miß ein verheirateter Geliebter.

Als Gegenschrift empfiehlt der Rezensent einen anderen Scherz-Artikel, die bereits 1967 erschienenen Bekenntnisse des Jung-Jungesellen Stephen Vizinczey „Frauen zum Pflücken“ — Von einem, der auszog, das Lieben zu lernen“. Die 223 Seiten dieses Erfahrungsbereiches (der übrigens amüsant zu lesen ist als die Dickson-Fibel) widersprechen dem Originaltitel des Ehemänners-Pamphlets, der recht leichtfertig behauptet: *Married Men Make the Best Lovers* (Verheiratete geben die besten Liebhaber)...

Der verheiratete Schweizer Verleger Rudolf Streit-Scherz hat das Buch verlegt — ob seine Frau darin einen Scherz sieht oder Streit macht?

Sind Vizinczey und Ruth Dickson im wahrsten Sinn des Wortes Amateure, so plaudert in einer anderen Scherz-Neuerscheinung eine hochamüsante Professionelle. Schade, daß man Lynn Keefe nicht auf einem beigegebenen Bild betrachten und — siehe S. 213 — bewundern kann. Sollte es sie, oh Schreck! gar nicht geben, diese hochbezahlte Liebesdienerin? Sollte irgendein „Neger“ hier gefummelt haben? Sollte sich einer (oder eine) diese Geschichte eines horizontal verlaufenden Aufstieges zum Späße ausgedacht haben?

Der Spaß wäre gelungen, denn dies ist ein frivol-lustiges Buch — ein amüsantes Gegenstück zu der moralisierenden, verlogenen Dirlenliteratur aus Dumas' Zeiten. Dies ist die „Kameliendame“ im „Playboy“-Zeitalter, ein feilkotonistischer Bericht mit bekennendem Titel: „Mir hat es immer Spaß gemacht.“ Das amerikanische Original hatte im Titel noch gefragt: *Wie kam ein Mädchen wie du in dieses Gewerbe?*

Der glänzend übersetzte Insider-Report wird von Will Tremper übrigens verfilmt. Wie in dieser Zeitung jüngst zu lesen war, hat der Regisseur zunächst eine Enttuschung erlebt: Die für die

Hauptrolle vorgesehene junge Dame wollte sich vor der Kamera — oben — keine Blöße geben. (Im übrigen: Wäre sie die rechte Darstellerin? Das Photo widersprach der bereits zitierten 213. Seite.)

In diesem Zusammenhang soll auf ein kleines Buch hingewiesen werden, das eine US-Striperin für Frauen geschrieben hat, die müde Männer wieder munter machen wollen: Libby Jones schrieb und Katinka Mostar übersetzte: „Striptease daheim“ — Martial-Übersetzer Mostar reimte dazu. Dieses Kochbuch für Hausmacher-Strip erschien bei Hoffmann und Campe.

Vitus Birzler

Ruth Dickson: „Vergnügen macht's mit Ehemännern“ — Goldene Regeln für den Umgang mit Männern“, übersetzt von Marianne Coupé, 159 Seiten, 12,80 Mark. Stephen Vizinczey: „Frauen zum Pflücken“ — Von einem, der auszog, das Lieben zu lernen“, übersetzt von Gunther Martin, 223 Seiten, 19,80 Mark. Lynn Keefe: „Mir hat es immer Spaß gemacht“ — Eine Irma la Douce erzählt, übersetzt von Thomas M. Höpfer, 24 Seiten, 18 Mark. Alle drei Bücher erschienen im Scherz Verlag München-Bern. — Libby Jones, dazu Hermann Mostar: „Striptease daheim“, Verlag Hoffmann und Campe Hamburg, 120 Seiten, niederes Querformat, mit Zeichnungen, 7,80 Mark.

Aragon bei Kindler:

Roman für Belesene

Das neue Buch von Louis Aragon — „Leere Spiegel“ — greift prinzipiell aufs Alte zurück — auf das eigene Leben, indem es autobiographische Züge hininschmuggelt, auf überlieferte Themen und Motive der Literatur: Ein Buch über die Eifersucht, ein Buch über einen Mann, der sein Spiegelbild verlor, ein Buch über die Liebe, die in Wahnsinn erlet. Vieles kommt in diesem Roman zusammen, das man anderswo schon las: Die Dissoziation einer Persönlichkeit, die in verschiedene Personen zerfällt, in Dr. Jekyll, Mr. Hyde und den Indifferenten. Der Stoizismus eines Intellektuellen, der die animalische Eifersucht eines Othello als Tugend umschwärmt. Die Problematik des Romanautors, der nur fließende Übergänge zwischen Wirklichkeit und Traum beibehalten und die Chance erkennt, durch literarische Lüge die Wahrheit zu sagen.

Die Zitate verdrängen einander gegenseitig. Der Wohlunterrichtete, Vielbelesene genießt — vielleicht — die Kunst der Anspielung, die reiche Bildung, die der Autor aufzählt, die Ironie, mit der er die Traditionen durcheinander mischt, von Struensee hier, von Odipus dort und immer wieder von Leserlebnissen spricht. Höchst künstlich verbirgt hier jedes Element vielfache Bedeutung, spiegelt sich alles in allem — so daß man am Ende, von den Spiegelungen etwas geblendet, fragt, was eigentlich gespiegelt wird. Auf diese Frage läßt sich keine klare Antwort geben — nicht zu Unrecht wählten die Übersetzer den Titel „Leere Spiegel“.

Spiegelt hier der Roman das Leben? — Oder das Leben einen Roman? — Der Held den Autor? — Oder nicht? — Ist der Schluß des Werkes einem Tod gleichzusetzen? — Ist der Wahnsinn, ernst zu nehmen, in den der Held am Ende verfällt, als er seinen Rivalen zu ermorden wähnt und doch nur auf sein Spiegelbild einschlägt? Ein Spiegelkabinett ohne Ausgang, Beängstigend.

Viele Ansprüche auf Besitz werden angemeldet — Besitz literarischer Tradition, Besitz anderer Menschen, der Frau, des eigenen Spiegelbildes, Besitz der Wirklichkeit — und keiner realisiert. Fester Boden wird nicht nur unsicher, er ist nicht mehr vorhanden, ist weit in die Ferne gerückt. Dieser Roman gleicht einem Spiel ohne Netz. So leicht und zauberhaft es scheint — jeder Abschuß muß ein Unfall, wie ein Fall in enttäuschten Leben wirken. Zwischen das Geplänkel mit literarischen Ahnen und Requisiten schieben sich daher Berichte eigenen und

durchweg schreckhaften Erlebnissen: das Begräbnis Gorkis in Moskau, die französische Besetzung des Elsaß 1919. Daher zum Schluß des langwierigen Buches die etwas triviale Grimasse: Der Held verfällt der Umnachtung.

Ein solches Spiel mit den Möglichkeiten des Menschen ist todesmutig („La mise à mort“ heißt der Originaltitel), weil es eigentlich nicht aufhören darf; weil es eigentlich nie beginnen durfte. Aragon kehrt mit diesem



AN GOETHE'S 112. TODESTAG, in der Nacht des 22. März 1944, wurde des Dichters Geburtshaus durch Bomben zerstört. Da alles bewegliche Mobiliar rechtzeitig ausgelagert und da das Haus genauestens vermessen worden war, konnte das Goethe-Haus im Frankfurter Hirschgraben bereits 1951 in seiner ursprünglichen Gestalt wieder eröffnet werden. Zwei Millionen Besucher wurden seither gezählt.

Der Frankfurter Umschau Verlag widmet dem Goethe-Haus einen Bildband, dem wir dieses Bild entnehmen: In diesem Zimmer im dritten Stock (und möglicherweise am Jantament der Stelle, an der jetzt der Schreibtisch steht) schrieb Jung-Johann-Wolfgang den „Götz“, den „Werther“ und den „Urfaust“.

„Das Goethe-Haus in Frankfurt am Main“, das sind: 96 Seiten mit 62 Photos (Format 21:27 Zentimeter), dazu Texte in deutscher, englischer und französischer Sprache; Preis: 18 Mark.

Werk in seine surrealistische Frühzeit zurück. Hinter den bizarren, spielerischen Erfindungen der Surrealisten drohte seit je die Leere; ihre oft sehr artistisch manipulierte Entrückung aus der bürgerlichen Welt endete oft — beim Werk und beim Leben — in Traum, Wahnsinn, Tod.

Thomas Koebner

Louis Aragon: „Leere Spiegel“, übersetzt von Eva und Gerhard Scheve, Kindler Verlag, München, 640 Seiten, 24 Mark. (HÖP) (HÖP) (HÖP)

Zu Fuß durchs Land

Die Wanderschuhe werden wieder aus dem Schrank geholt, die Eröffnung der Saison durch den inzwischen bereits traditionellen AZ-Marsch rund um den Starnberger See steht bevor. Aber, mag sich manch einer dieser modernen Tüppelbrüder denken, was tun nach dem „langen Marsch“ rund

um den See?

Verleger wissen auch hier einen Rat. Walter Pause hat wieder fünfzig neue Wandertips zusammengestellt. „Wer viel geht, fährt gut“, bringt in seinem dritten Bändchen Touren zwischen München und Donau. Wer die bisher vorliegenden hundert Wanderwege mit dem kleinen Pause in der Hand bereits abgelaufen ist — und man begegnet auf sommerlichen Wanderungen vielen Pause-Touristen —, der kann sich jetzt ins neue Revier begeben.

Wer sich freilich nicht vom Oberland trennen möchte, dem gibt Karl Spengler im BLV viele Tips: „70mal wandern zwischen Isar, Lech und Inn.“ Vorschläge — jeweils mit einer Kartenskizze versehen — sind u. a.: „Rund um den Heiligen Berg“ (Andechs), „In Poccis romantischer Landschaft“ (Start und Ziel: Münsing), „In Ludwig Thomas Jagdrevier“ (Petersberg bei Dachau), „Zu den hängenden Gärten Oberbayerns“ (Reichertshausen, Pfaffenhofen), „Naturlaute im Ebersberger Forst“ (Kirchseon).

Der Spengler — den Pause-Büchern frei nachempfunden — ist ein handliches, preiswertes Büchlein. Über den Pause braucht man nichts mehr zu sagen — er ist gut eingeführt und vielfach bewährt.

Walter Pause: „Wer viel geht, fährt gut“, Verlag Schnell und Steiner, 10 Mark. — Karl Spengler: „70mal wandern...“, BLV München, 7 Mark.

Kindlers Literatur Lexikon — Band IV

Zwei gute Drittel und ...

KLL — was heißt: Kinders Literatur Lexikon — hat zwei Drittel seines Weges zurückgelegt und ist bei dem georgischen Roman „Mt'varis Motaceba“ angekommen. Für die lange Reststrecke von mehr als 13 Buchtiteln stehen noch zwei Bände parat. Nur zwei Bände. Bedenkt man, daß der erste Band zweieinhalb Buchstaben faßte (von A bis Cn), daß der vierte Band kaum mehr bringt, nämlich das kurze Alphabetstücken von Ji bis Mt, so ist man neugierig und besorgt, wie man in der KLL-Redaktion zurechtkommt. Vier Bände faßen bisher elftehalb Buchstaben... Man wird sich die folgenden zwei Bände (und den abschließenden Registerband) genau ansehen müssen.

Aus dem vierten Band einige Beispiele. Viereinhalb Spalten — und damit vergleichsweise aus-

fürlich — Casanovas Memoiren; fünf Textspalten, dazu noch beinahe zwei Spalten Literaturausgabe, für das Hitlersche Buch „Mein Kampf“ (Verfasser: Rudolf Radler, stellvertretender Chefredakteur des KLL); zweieinviertel Spalten und eine Spalte Literaturangabe für Defoes „Robinson Crusoe“; zwei Spalten „Max und Moritz“; eine knappe Spalte „Lieblose Legenden“ von Hildeheimer; zwei Spalten „Katz“ und Maus“ von Grass; drei Spalten „Kaukasischer Kreidekreis“ von Brecht und last not least: Mao Chu-Hsi Yu-Lu, was heißt „Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung“. Eine Spalte.

Wieder sind reichlich Bild- und Faksimileproben beigegeben, etwa: der schier unleserliche Entwurf zum zweiten Band von Marxens „Kapitel“, der Anfang des Märchens „Hänsel und Gretel“ in

der exakten Schrift von Wilhelm Grimm, eine Probe aus Lessings „Laokoon“, ein Manuskript von Leibnitz, der „Struwwelpeter“ im (farbigen) Originalentwurf, der Anfang von „Madame Bovary“ (dritte Fassung), der Anfang der „Casanova-Memoiren“ und als Kuriosität eine Eintragung im Tagebuch von Samuel Pepys in der vom Autor entwickelten Kurseschrift.

Ein Willkommen diesem vierten Band — der Nutzen, den man aus diesem, einem italienischen Vorbild nachempfundenen Werk ziehen kann, wird mit jedem Band größer, doch größer wird jetzt auch die Sorge. Siehe oben. nöh

„Kinders Literatur Lexikon“, Band IV: Ji — Mt, Chefredakteur: Rolf Geisler, 2994 Textspalten, zahlreiche Bildtafeln, Subskriptionspreis 127,50 Mark, späterer Ladenpreis 150 Mark.



Susan Sontag — wie David Levine sie sieht.

die Nuancen der ihr allgegenwärtig, zeittypisch erscheinenden Auslöschung des bewußten Ichs aufspürt: „Die pornographische Phantasie.“

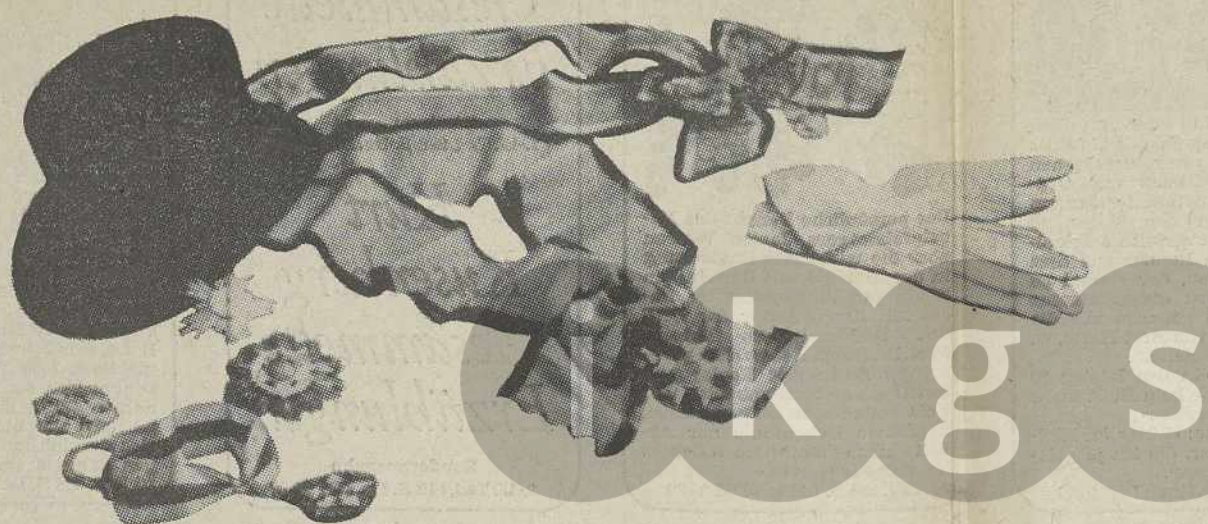
Susan Sontag: „Kunst und Antikunst“ — 23 literarische Analysen, Rowohlt-Paperback, 310 Seiten, 12,80 Mark.

Ein ungewöhnliches Leben — Als Frau eines Botschafters im Nahen Osten
Hella Marimont
Wüstensand und Exzellenzen

304 Seiten • Ganzleinen • DM 19,80

In allen Buchhandlungen

List Verlag • 8 München 15 • Goethestraße 43



List